



# Simply the best

Von Heinz Schulte



Wie sagte Oscar Wilde? „Ich habe einen einfachen Geschmack; nur das Beste!“ Darunter verstand Wilde „natürliche Produkte“ wie Kaviar und Champagner. In dieser Kolumne mit dem Titel „Style matters“ bemühe ich mich um die erfolgreiche Verschmelzung von natürlichem Stil und schlichter Funktion beim Bass – ohne technische Schnörkel. Die ersten Bassgitarren, die über die Schwarzweiß-Fernsehergeräte flimmerten (und jetzt wieder im Premiere-Angebot unter VH1 zu bewundern sind), haben sich auf unserer Geschmacks-Festplatte eingebraunt. Man wusste es eben nicht besser. Im Anfang waren Namen wie Höfner, Framus und Vox (Teardrop Modell). Die ersten „Beatkapellen“ im Beat Club traktierten vornehmlich Bässe dieser Gitarrenbauer. Bald änderte sich das und drei Nobelmarken kamen auf den Bildschirm. Die folgende Reihenfolge ist das Ergebnis einer nicht-repräsentativen Erhebung von der Wohnzimmer-Couch des VH1-Programms „Vintage“: Fender P-Bass, Gibson EB/SG und Rickenbaker 4000er Serie. Es waren vor allem diese drei Modelle aus dem fernen Amerika, die unsere Stilherzen höher schlagen ließen und heimische Angebote weitgehend verdrängten, sobald es der Geldbeutel erlaubte. Die Ausnahme von der Regel war natürlich Höfners Violinenmodell, das Paul McCartney erst spät gegen einen Rickenbaker eingetauscht hat. Bassisten im Beat Club, soweit konnten wir folgen, spielten nun Fender, Gibson oder Rickenbaker. Die erste Rickenbaker-Gitarre im Fernsehen, an die ich mich erinnern kann, war zu dem Lied „Mr. Tambourine

Man“ zu sehen, ein von den Byrds gespielter Dylan-Song. Besonders angetan waren wir (ein Kollektiv von Bassisten und Musikliebhabern) von Bassisten, die sich erlauben konnten, unterschiedliche Bässe zu spielen. So Pete Quaipe von den Kinks, Bill Wymann von den Stones, ein notorischer Bassgitarren-Wechsler, oder John Entwistle von den Who. Unser Ziel war es, wenigsten einen Fender, Gibson oder Rickenbaker unser Eigen zu nennen. Für Gäste, die bei mir zu Hause übernachten, habe ich eine kleine ausgesuchte Bibliothek. Dazu gehört das äußerst informative und gut illustrierte „The Bass Book. A complete illustrated history of bass guitars“ (Tony Bacon & Barry Moorhouse). In eben diesem Buch kann man die Explosion des Erfindungsreichtums der Bassgitarrenbauer verfolgen – nachdem Fender, Gibson und Rickenbaker vorgelegt hatten. Bekanntlich lässt sich über guten Geschmack streiten; aber nicht in dieser Kolumne! Frühzeitig merkten die erfolgreichen Hersteller, dass man eine Modellpalette anbieten muss: Bei Fender standen zwei Gitarren-Grundmodelle (Telecaster und Stratocaster) zwei Bass-Variationen gegenüber: Precision Bass und Jazz Bass. Aus heutiger Sicht nicht ganz nachvollziehbar, entschied sich Fender, einen Telecaster-Bass aufzulegen, der in Wirklichkeit nichts anderes war als ein P-Bass der 1. Generation. Vor der Zeit der Internetrecherche durfte man vielleicht noch davon ausgehen, nicht entdeckt zu werden. Dem Telecaster I folgte ein Telecaster II, den Fender-Ableger Squire heute als P-Bass im Programm hat. Beiden Telecaster Modellen war gemein, dass sie sich schnörkellos auf das Wesentliche konzentrierten: ein passiver Pickup – was denn sonst? – und zwei Regelknöpfe. Alles Weitere wäre Tand und Blendwerk. Ich habe das Gefühl, dass Fender seine „modell diversification“ übertreibt, während Gibson sie kaum wahrnimmt. Rickenbaker hingegen bleibt sich einfach treu. Bei der folgenden Recherche war eine relativ junge Suchmaschine ([www.cuil.com](http://www.cuil.com)) hilfreich. Welchen Gibson-Bass spielte Jack Bruce bei dem Reunion Konzert in der Royal Albert Hall 2005? Auf der offiziellen Webseite ([www.cream2005.com](http://www.cream2005.com)) lesen wir, es handele sich um einen Gibson EB-0. Dies ist jedoch falsch. Es handelte sich um einen seltenen EB-1, Gibsons Antwort auf den P-Pass Mitte der fünfziger Jahre. Der EB-1, so lernen wir im Internet, wurde Ende der sechziger/Anfang der siebziger Jahre „relaunched“. Kann einer mal erklären, warum Gibson nach der wirtschaftlich erfolgreichen Cream Reunion keinen „Jack Bruce Signature“ auf der Grundlage des EB-1 aufgelegt hat? Übrigens, style matters: Der EB-1 hat auch nur einen Tonabnehmer. Anbei ein Actionfoto des Autors dieser Kolumne aus den späten 1960er/frühen 1970er am P-Bass. In der nächsten Kolumne komme ich zu erstaunlichen Erkenntnissen, was die Verstärkerfront angeht. Bis demnächst.